Lebensführung (im Alter) und Postmoderne Soziale Arbeit.

Gemeinsam Leben und professionell Handeln im Zeichen von Sinn und Ambivalenz.

INHALT

Entstehungshintergrund und Entwicklungslinien 2

1. Soziale Arbeit als postmoderne Ermöglichungsprofession 3

Generalistischer Blick der postmodernen Profession 5

Soziale Arbeit als radikale Ermöglichungsprofession – Handlungsgrundsätze und Wertekompass 7

2. Wissenschaft Sozialer Arbeit als postmoderne Disziplin 10

Die Weiterführung der kritischen Theorie mit anderen Mitteln 11

Kreative Verflechtung von Wissen und der mehrperspektivische Dialog 11

3. Lebensführung und Postmoderne Soziale Arbeit 12

Verlust der Eindeutigkeit und Aufbau von Sinnbrücken 13

Typische Umgangsweisen mit Ambivalenz und Handlungsempfehlungen 14

Konkretes Arbeiten mit Sinn als Ambivalenz von Wirklichkeit und Möglichkeit 16

4. Lebensführung erhalten – im Schaukelstuhl mit der Ambivalenz 17

Hyperinklusion – die getreue Gesellin kumulierender Exklusionen 19

Aufgaben Sozialer Arbeit: Lebensführung erhalten – sozialen Tod verhindern helfen 20

Doppelter Blick – das Signum einer Ermöglichungsprofession 21

Literaturverzeichnis 22

Entstehungshintergrund und Entwicklungslinien

Die Theorie „Postmoderne Soziale Arbeit“ geht auf Heiko Kleve zurück und wurde von diesem in die wissenschaftliche Landschaft der Sozialen Arbeit eingeführt (insbesondere: Kleve 1999; 2007). Sie speist sich aus vielfältigen transdiszplinären Quellen. Fragen, wie Erkenntnis produziert wird, beantwortet sie mit Hilfe des Konstruktivismus (Kleve 1996; 2010). Als gesellschaftstheoretische Referenz dient ihr die Systemtheorie Lumannscher Prägung mit dessen These der Ausdifferenzierung von gesellschaftlichen Teilsystemen (Luhmann 1984, 1998). Ihr praktisches Handeln orientiert sich am Umgehenkönnen mit der Komplexität von Sinnsystemen wie Indivuen, Familien und Teams, was mittlerweile eine lange Tradition hat (Satir 2000; Simon et al. 1984; 2004). Im methodischen Zentrum der Postmodernen Sozialen Arbeit steht die *Dekonstruktion* in Verbindung mit der reflexiven Beobachtungstheorie Luhmanns (Luhmann 1995; White 1994).

Im Anschluss an die Arbeiten von Heiko Kleve erarbeitete Jan V. Wirth Grundlinien einer „Systemtheorie der Lebensführung für Soziale Arbeit“, in deren Mittelpunkt „Probleme der Lebensführung“ stehen (2015). Von diesen ausgehend ist als *postmoderner* Arbeitsansatz der konstruktive und gestalterische Umgang mit der Ambivalenz von Sinn, Inklusion und Exklusion in der ausdifferenzierten Gesellschaft besonders hervorzuheben. Zielhorizont ist die Unterstützung und Befähigung der Individuen in ihren Familien zur mehr selbstbestimmten und wertgeschätzten Lebensführung.

Jan V. Wirth studierte in den Jahren von 2002 bis 2005 an der Alice- Salomon-Hochschule bei Heiko Kleve, der dort als Professor für Soziale Arbeit tätig war. Im Jahre 2005 begleitete Heiko Kleve die Abschlussarbeit von Jan V. Wirth zu „Helfen in der Moderne und Postmoderne“ (Wirth 2005). Beide Autoren sind seitdem in der Weiterentwicklung der postmodernen Theoriebildung zu Profession und Disziplin Sozialer Arbeit verbunden. Dies kommt zum Ausdruck in mehreren gemeinsamen Publikationen. Diese Entwicklungslinien verlaufen im Einzelnen über ihr Buch „Die Praxis der Sozialarbeitswissenschaft“ (Kleve und Wirth 2013), dem gemeinsam herausgegebenen „Lexikon des Systemischen Arbeitens“ (Wirth und Kleve 2012), und den in Koautorschaft produzierten Werken „Die Ermöglichungsprofession“ (Wirth und Kleve 2019a) und „Von der gespaltenen zur verbundenden Lebensführung“ (Wirth und Kleve 2019b). Neben verschiedenen ausgearbeiteten Methoden wie der S.E.L.B.S.T.-Zielführung, den Sinn-Aufstellungen bildet der systemische *Werte*kompass WERA (a.a.O., S. 44ff., siehe unten) den aktuellen Zwischenstand der Theorie „Lebensführung und Postmoderne Soziale Arbeit“.

Unser Beitrag folgt diesen Entwicklungsschritten in seiner Zweiteilung in die Abschnitte zur Postmodernen Profession und Disziplin (1, 2) , zu Lebensführung und Postmoderne Soziale Arbeit (3) sowie zu Lebensführung im Alter als Ambivalenz im Schaukelstuhl (4).

1. Soziale Arbeit als postmoderne Ermöglichungsprofession

Unsere zentrale These lautet, dass Soziale Arbeit aufgrund von kritisch einzuschätzenden gesellschaftlichen Entwicklungen als *postmodern* beschrieben, erklärt und bewertet werden kann (Kleve 2003, 2006). Der Blick auf die traditionellen Werte und Leitorientierungen der modernen Gesellschaft (wie etwa Arbeit, Fortschritt, Emanzipation, Vernunft, Wachstum) lässt deutlich werden, dass diese Entwicklungen selbst als auch die angestrebten Lösungen von vielfältigen Problemen und Schattenseiten begleitet werden.

So zeigt sich

- *erstens*, dass die Säkularisierung, also der religiöse Glaubensverlust der Menschen, mithin deren Verweltlichung mit einer Abschmelzung der moralischen Motivationen des Helfens zwischen einzelnen Menschen, aber auch zwischen unterschiedlichen Gesellschaftsschichten einhergeht;
- *zweitens*, dass die Auflösung klassischer Lebenswelten und die Entstehung der modernen städtischen Kleinfamilie die sozialen Unterstützungsmöglichkeiten der Menschen verringerte, weil sie die soziale Integration verflüssigte und flexibilisierte und
- *drittens* schließlich, dass die kapitalistischen Produktionsverhältnisse mit ihren Strategien der Rationalisierung und Produktivitätssteigerung nicht nur Reichtum und Fortschritt produzieren, sondern zugleich Massenarbeitslosigkeit und Armut breiter Bevölkerungsschichten.

Die Soziale Arbeit kann ebenfalls als ein Produkt dieses ambivalenten gesellschaftlichen Modernisierungsprozesses aufgefasst werden. Soziale Arbeit stellt eine Profession dar, die auf die von der Moderne produzierten Widersprüche, Nebenfolgen und Schattenseiten der gesellschaftlichen Entwicklung mit Ansätzen, Theorien und Methoden zu reagieren begann, die selbst nicht mehr als modern gelten können, die vielmehr postmoderne Konzepte in den Blick bringen.

Die Entwicklung der Professionen, wie etwa Medizin oder Jurisprudenz, war bisher geprägt von mindestens *drei* zentralen Prinzipien:

- vom Trend der Spezialisierung bzw. Differenzierung,

- vom Trend der Verwissenschaftlichung und
- vom Trend der gesellschaftlichen Bildung eigenständiger Funktionssysteme.

Der Trend der *Differenzierung und Spezialisierung* ist getragen vom modernen analytischen Denken. Es kommt zum Ausdruck, wenn der Mensch[1] als biologisches, psychisches und soziales Wesen aus jeweiligen Spezialperspektiven betrachtet und damit in der Beobachtung aufgespalten wird. So interessiert sich die klassische Organmedizin ausschließlich für die biologische Konstitution und neigt dazu, alle anderen Erscheinungen aus organischen Ursachen abzuleiten. Die Jurisprudenz interessiert sich für die vielfältigen Formen der Beziehungen der Menschen untereinander und zu ihrer Umwelt und versucht, diese durch gesetzte Regeln, d.h. durch positives Recht, durch konstruierte Gesetze zu lenken und zu interpretieren.

Diese Tendenzen der klassischen Professionen zur Differenzierung und Spezialisierung ermöglichen zwar eine *Steigerung der fokussierten Komplexität, allerdings durch eine vorausgegangene Reduktion von Komplexität*. Mit anderen Worten, klassische Professionelle (etwa Ärzte und Juristen) grenzen ihr Interessengebiet sehr eng ein; erst dadurch ist es ihnen möglich, eine riesige Menge an Informationen und Details über ihren abgegrenzten Erkenntnisgegenstand zu erzeugen. Bekanntlich wissen Spezialisten über immer weniger immer mehr, so dass SpezialistInnen an das Ende der Spezialisierung angekommen sind, wenn sie über nichts alles wissen.

Der *Trend der Verwissenschaftlichung* klassischer Professionen zeigt sich darin, dass es neben der praktischen Ausführung etwa von Medizin und Jurisprudenz wissenschaftliche Orte dieser Professionen gibt, die als Disziplinen bezeichnet werden. Disziplinen sind klar eingegrenzte wissenschaftliche Domänen, die von ProfessorInnen in Lehre und Forschung vertreten werden und ihren Raum insbesondere an den Hochschulen und Universitäten haben. Personen, die Professionelle werden wollen, müssen diesen Raum zunächst über mehrere Jahre durchwandern, müssen sich der Unterweisung und Prüfung der Disziplinvertreter stellen, bevor sie praktizieren dürfen. Des Weiteren stellen die Disziplinen Verfahren, Regeln und Methoden bereit, die *zum einen* der wissenschaftlichen Konstruktion von Informationen dienen und die *zum anderen* professionell brauchbar sein sollen.

Der *Trend zur Bildung eigenständiger gesellschaftlicher Funktionssysteme* bedeutet, dass sich professionelle und disziplinäre Spezialisierung und Differenzierung auch gesellschaftlich zeigt, dass sich gesellschaftliche Teilsysteme herausbilden, in denen die jeweiligen Professionen

[1] Wir verwenden situationsangemessen verschiedene Regeln der Sichtbarmachung und Gleichstellung unterschiedlicher Geschlechter.

einen eindeutigen und dominanten Platz einnehmen. So lässt sich hinsichtlich der Medizin das Medizinsystem und hinsichtlich der Jurisprudenz das Rechtssystem beobachten. Diese Systeme stellen eigenständige gesellschaftliche Teilbereiche dar, die die gesamte Gesellschaft aus der Perspektive ihrer jeweiligen Spezialperspektiven beobachten und Lösungen anbieten, die potenziell die eigenen Kapazitäten übersteigen und die Nebenwirkungen des eigenen Tuns nicht einblenden können. So ist die Medizin nicht nur eine Profession, die die Leute gesund macht, sie macht sie zuerst krank (und alt). Nicht Gesundheit, sondern Krankheit ist der Wert, der das Medizinsystem legitimiert und medizinische Prozesse anlaufen lässt. Bezüglich des Rechtssystems lässt sich feststellen, dass dieses System übersieht, dass Recht nicht nur Eindeutigkeit und Klarheit durch seine gesetzten Regeln schafft, sondern dass es auch Unübersichtlichkeit und Regellosigkeit produziert. Wir müssen uns nur unser Steuerrecht anschauen, um dies nachzuvollziehen.

Generalistischer Blick der postmodernen Profession

Soziale Arbeit in der Perspektive einer postmodernen Disziplin und Profession ist gerade *nicht* geprägt von spezialisierten und differenzierten Perspektiven, sondern von einem *generalistischen Blick*. Freimütig könnten wir sagen, dass SozialarbeiterInnen Professionelle sind, die über sehr Vieles, sehr Unterschiedliches etwas wissen; sie interessieren sich insbesondere für das Zusammenhangs-, das Beziehungswissen, das die Relationen des Unterschiedlichen, etwa innerhalb der Lebensführung von Menschen sichtbar macht. Aber was heißt das genau?

Wenn wir die bio-psycho-soziale Einheit des Menschen betrachten, die von den klassischen Professionen gespalten wird, so sucht Soziale Arbeit nach Perspektiven, wie diese Spaltungen wieder gekittet werden können. Denn sie hat es häufig mit Problemen (wie der Lebensführung und -bewältigung) zu tun, die von den klassischen Professionen *nicht*, *noch nicht* oder *nicht mehr* bearbeitet werden können.

Das sind Probleme, die sich dadurch verschlimmern, dass sie in ihrer wechselseitigen (bio-psycho-sozialen) Bedingtheit nicht (an)erkannt werden. Was bei solchen Problemen vor allem vonnöten ist, ist ein Kommunikations- und Beziehungs-, kurz: ein systemisches Wissen, ein Wissen über die Wechselbeziehungen biologischer, psychischer und insbesondere sozialer Prozesse sowie ein Wissen über die Notwendigkeit, dass diejenigen, die die differenzierten Spezialperspektiven einnehmen, konstruktiv in Kontakt gebracht werden müssen, um diese komplexen Probleme gemeinsam, aber die Spezialperspektive übersteigend, sprich *transdisziplinär* und *-professionell* zu bearbeiten.

SozialarbeiterInnen können als *Zwischenprofessionelle* gelten, die zwischen den Spezialperspektiven stehen und dort Verbindung, Zusammenhang und Kontakt stiften, wo vorher Separierung, Differenzierung und Zusammenhangslosigkeit dominierend waren. Wenn wir die professionelle Perspektive der Sozialen Arbeit auf den begrifflichen Nenner bringen wollten, dann könnten wir sie als *spezialisiert generalistische* Perspektive betrachten. Natürlich sind SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen auf bestimmte AdressatInnen spezialisiert (etwa Kinder, Jugendliche, Familien, Alte, Obdachlose, Langzeitarbeitslose, Suchtmittelabhängige etc.), aber sie beziehen sich auf die Probleme dieser Gruppen generalistisch, wie beschrieben: bio-psycho-sozial.

Dieser spezialisierte Generalismus geht damit einher, dass er kaum wissenschaftlich, d. h. in eindeutigen Kategorien, linearen bzw. kausalen Zusammenhängen und logisch ableitbaren Taxonomien abbildbar ist. Und so hat die Soziale Arbeit in ihrer zunehmenden Ausdifferenzierung ein Problem damit, sich eindeutig wissenschaftlich zu begründen und ethisch zu legitimieren. Sie kann den Leitorientierungen der modernen wissenschaftlichen Disziplinen nur schwer genügen, lässt sich kaum klar eingrenzen und verorten, sondern bewegt sich zwischen unterschiedlichsten Sozial-, Human- und Geisteswissenschaften hin und her.

Schließlich zeigt die systemtheoretische Reflexion der Sozialen Arbeit, dass es schwierig ist, Soziale Arbeit als eindeutiges gesellschaftliches Funktionssystem zu beschreiben. Zwar zeigt Soziale Arbeit durchaus autopoietische Dynamiken der Selbstorganisation und gesellschaftsweiten Ausdehnung. Allerdings bleibt die Frage, welchen binären Code oder welches Kommunikationsmedium Soziale Arbeit benutzt, um sich auf gesellschaftliche Themen zu beziehen und operativ zu schließen, weiterhin offen (Baecker 1994; Bommes und Scherr 2000; 2012; Fuchs 2000; Fuchs und Schneider 1995; Hillebrandt 1999; Lambers 2014, 2020; Maaß 2007; Merten 2000).

Hinsichtlich anderer Funktionssysteme (z.B. Wirtschaft, Recht, Politik) lassen sich diesbezüglich klare, offenbar wenig umstrittene Angaben machen ((Luhmann 1987; 2005). Dies kann so bewertet werden, dass Soziale Arbeit bisherigen modernen Prinzipien der Spezialisierung und Differenzierung entgegenläuft. Als postmoderne Profession ist sie eine Profession ohne bzw. mit vielen Eigenschaften (siehe Bardmann 1996, Kleve 2000, Harmsen 2004, Wirth 2005, insbesondere: Kleve und Wirth 2013). Ihre Intention ist das Anerkennen, das Berücksichtigen und Mithineinnehmen und schließlich das Nutzbarmachen von Widersprüchen, Widerstreit, Konflikten und Mehrdeutigkeiten. Die These lautet, dass der *gelingendere Umgang mit Ambivalenz* ein zu wenig beachtetes Kennzeichen für

Ermöglichungs-Professionen wie Soziale Arbeit, Psychotherapie und Beratung, Coaching und Supervision sein kann. Ein entsprechend *postmoderner* Gemütszustand ist gekennzeichnet durch den demutsvollen, selbstbescheidenen und gelassenen Umgang mit Ambivalenz, den daraus folgenden Begrenzungen, aber auch Ermöglichungen professionellen Handelns inmitten einer vielfältig ausdifferenzierten Lebenswirklichkeit. Eine Ermöglichungsprofession wie die Postmoderne Soziale Arbeit will nicht nur Lösungen für Probleme anbieten; denn Soziale Arbeit erschöpft sich nicht darin, Probleme zu lösen. Es geht immer auch um Möglichkeiten zu Entwicklung, zu Wachstum und zu einem sinnhaften Leben.

Soziale Arbeit als radikale Ermöglichungsprofession – Handlungsgrundsätze und Wertekompass

Eine solche Arbeitsweise bezieht sich auf eine Wirklichkeit, die veränderungswürdig sein kann und für die Möglichkeiten zu entfalten sind. Inwiefern diese Möglichkeiten auch Lösungen oder einfach Veränderungsschritte sind, sei zunächst dahingestellt. Sie sind Möglichkeiten, insofern Veränderungen im Handeln und Erleben als solche bezeichnet werden. Unsere radikal möglichkeitsorientierte Begleitung und Unterstützung bezieht sich weder voreilig auf Lösungen noch auf Probleme, sondern auf *Wirklichkeit* und *Möglichkeit*, auf Bewahrenswertes und Verändernswürdiges. Die daraus von uns abgeleiteten und auf das Wesentlichste reduzierte drei Grundsätze für Fachkräfte von Ermöglichungsprofessionen lauten (Wirth und Kleve 2019a, S. 13):

- Erstens: Respektieren Sie *eindeutig* scheinende Wirklichkeiten.
- Zweitems: Wenn Sie Mehrdeutigkeiten erkennen, thematisieren Sie sie diese auf *positive* Weise.
- Drittens: Wenn Sie Möglichkeiten sehen, machen Sie *mehr* davon.

Ein solch offenes, von Entgrenzung gekennzeichnetes professionelles Handeln ist zwingend auf weitere passende normative bzw. ethische Orientierungen angewiesen (ausführlich: Wirth und Kleve 2019b, S. 44ff.; Abbildung). Hierfür wird professionelles Handeln auf vier Modi aufgeteilt: *Wissen*, *Erkennen*, *Reflektieren* und *Agieren* (kurz: WERA) und mit ethischen Zielführungen versehen.

Abbildung 1: Wertekompass WERA (eigene Abbildung).

Bis auf die relativ junge „Systemische Charta der Menschenrechte“ (SCM) des Reflektierens sind die ethischen Orientierungen der anderen Handlungsformen weithin anerkannt und publiziert, etwa der „Ethische Imperativ“ von Heinz von Foerster (Schmidt 1993, S. 147; Pörksen 2002, S. 40), die einschlägigen „Berufsethiken“ wie die des IFSW (IFSW Internationaler Verband der Sozialarbeiter 2021) und die „Formen des Helfens“ von Kurt Ludewig (z.B. 2005).

Mit der Reflexion des zentralen Bezugsproblems der *wertgeschätzten Lebensführung*, zu der Soziale Arbeit zu befähigen und zu unterstützen hat, ergibt sich vielleicht aber das Desiderat einer ethischen Konstruktion, die Menschen expliziter als *ganzheitliche, sozial verbundene* und *Sinn anwendende* personale Wesen beobachtet und daraus handlungsorientierende Rechte ableitet. Die aus der Integration von Erkenntnissen in Praxis wie Theorie Sozialer Arbeit abgeleiteten 10 Leitsätze der „Systemischen Charta der Menschenrechte“ (Abbildung 2) seien hier – aus Platzgründen nur kurz – genannt:

1. *Jeder Mensch hat das Recht auf seinen eigenen Umgang mit Sinn.*
2. *Jeder Mensch hat das Recht auf seine eigene Geschichte.*
3. *Jeder Mensch hat das Recht auf eine positive Selbstdarstellung.*
4. *Jeder Mensch hat das Recht, auf seine Weise seine Umwelt und sich zu beobachten.*
5. *Jeder Mensch hat das Recht, seine Probleme in seinen dazugehörigen Kontext zu stellen.*
6. *Jeder Mensch hat das Recht, Anliegen an andere zu formulieren.*
7. *Jeder Mensch hat das Recht, in seiner eigenen Geschwindigkeit auf Lernbedarfe zu reagieren.*
8. *Jeder Mensch hat das Recht auf Respekt für seine Reaktionen auf qualvolle Erlebnisse.*
9. *Jeder Mensch hat das Recht auf die Anerkennung seiner Ressourcen und Potenziale.*
10. *Jeder Mensch hat das Recht auf die Entwicklung von Fähigkeiten für eine möglichst selbstbestimmte Lebensführung.*

Abbildung 2: Systemische Charta der Menschenrechte, Abbildung Wirth (2020).

2. Wissenschaft Sozialer Arbeit als postmoderne Disziplin

Die postmoderne Wissenschaft hat eine lange Tradition. Nicht erst die postmodernen Philosophen und Sozialwissenschaftler Frankreichs wie Jean-François Lyotard (1994) oder Jacques Derrida (1972) sind hier zu nennen. Vielmehr beginnt bereits mit Friedrich Nietzsche eine postmoderne Philosophie (Nietzsche 1886; 1999). Denn Nietzsche kann als Gegenspieler zu modernen Philosophien wie denen von Hegel und Marx betrachtet werden. Hegel und Marx entfalten ideengeschichtliche bzw. gesellschaftsgeschichtliche Perspektiven, die auf Identität hinauslaufen, da sie insbesondere die Vereinigung der Gegensätze im Weltgeist (Hegel) oder im Kommunismus (Marx) beschreiben und avisieren. Nietzsche hingegen sprengt diese Dialektik und sieht eher einen ewig wiederkehrenden und unauflösbaren Kampf der Gegensätze am Werk, der die unauflösbare Ambivalenz aller Verhältnisse nahelegt.

Im 20. Jahrhundert ist eine ähnliche ambivalenzreflexive Perspektive insbesondere von der klassischen kritischen Theorie Theodor W. Adornos eingenommen worden. Werke wie „Dialektik der Aufklärung“ (Horkheimer und Adorno 1947; 1988) und „Negative Dialektik“

(Adorno 1975) markieren einen Paradigmenwechsel in den Sozialwissenschaften: nicht mehr nur lineare Fortschritts- und Entwicklungsmodelle bilden den Ausgangspunkt der Reflexionen der späten kritischen Theorie, sondern Denkansätze, die die unauflösbar widersprüchliche Dynamik sozialer Verhältnisse zum Ausdruck bringen.

Die Weiterführung der kritischen Theorie mit anderen Mitteln

So wird die Entstehung von totalitären Gesellschaftsformationen wie Faschismus und Stalinismus erklärt als die andere Seite der Aufklärung bzw. Modernisierung, die von dieser nicht abgekoppelt werden kann, sondern fast zwangsläufig mit ihren Prinzipen einhergeht. Genau darin zeigt sich die ambivalente Dialektik der Aufklärung. Ein Ausbrechen aus dieser Dialektik der Aufklärung scheint mit Adorno nur möglich, wenn wir bestimmte moderne Prinzipien und Strategien infrage stellen, mit diesen Prinzipien gegen diese Prinzipien arbeiten. Eine solches Vorgehen postuliert die Negative Dialektik. Denn Negative Dialektik besteht darin, das Unsystematische, das sich dem eindeutigen System Widersetzende, das Widerstreitende anzuerkennen und es nicht in Systematiken und Eindeutigen einzuordnen, es in diesen nicht zu vernichten. Insbesondere Lyotard in Frankreich (vgl. Reese-Schäfer 1988; 1995) und daran anschließend Wolfgang Welsch (1987; 2002) in Deutschland haben dieses postmoderne Denken, das in den Sozialwissenschaften mit der späten kritischen Theorie begann, fortgeführt und anhand unterschiedlicher Fragestellungen getestet (Welsch 1996; 2000).

Kreative Verflechtung von Wissen und der mehrperspektivische Dialog

Die Reflexion Sozialer Arbeit kann ebenfalls als ein Testfall für ein solches postmodernes Denken begriffen werden. Denn wie beschrieben entzieht sich Soziale Arbeit den modernen Professions- und Disziplinprinzipien. Sie lässt sich aber, so unsere abschließende These, nicht nur als postmoderne Profession, sondern auch als eine postmoderne Wissenschaft bewerten. Freilich passt eine solche Wissenschaft nicht in die modernen Kategorien, sondern sprengt diese, franst diese aus. Eine postmoderne Wissenschaft lässt sich nicht in Disziplingrenzen einsperren, sondern transzendiert diese, überführt sie in Transdisziplinarität.

Der Begriff der „Transdisziplinarität“ lässt sich (in Abgrenzung zum Begriff der „Interdisziplinarität“) ausgehend von der Rationalitätstheorie *transversaler Vernunft* von Welsch (ebda., S. 946) herleiten. Demnach basiert Interdisziplinarität (noch) auf dem Konzept der klar abgrenzbaren Disziplinen, nur dass diese nun miteinander in Kontakt gehen sollen. Allerdings wird die disziplinäre Eingrenzung dadurch nicht gesprengt, vielmehr bestätigen sich die Disziplinvertreter durch den Kontakt mit Vertretern anderer Disziplinen in ihrer Identität.

Für Welsch (ebd.) zeigt sich in der Interdisziplinarität jedoch etwas Ungenügendes. Denn Interdisziplinarität bleibe *„etwas Aufgesetztes, Sekundäres; sie kommt netterweise, jedoch immer zu spät zu den Disziplinen hinzu. Die ganze Organisationsweise der Interdisziplinarität zeigt dies: Vertreter unterschiedlicher Fächer kommen auf Zeit, durch guten Willen, im Sinn eines humanistischen Bildungsideals, wegen weitgespannter Interessen etc. zusammen, tauschen sich aus – und gehen dann wieder an ihre disziplinär getrennten Plätze zurück, als wäre nichts gewesen. Es war auch nichts“.*

Im Gegensatz dazu wäre Transdisziplinarität eine Wissenschaftlichkeit, die vom systemischen Verflechtungscharakter unserer Welt ausgeht und die daher die wissenschaftlichen Perspektiven zunächst miteinander verflochten und voneinander abhängig sieht sowie die Grenzsetzungen als künstlich nicht so wichtig nimmt. Disziplinen sind in diesem Sinne nicht durch einen eindeutigen „‚Kern' konstituiert, sondern um netzartige Knoten organisiert“ (ebd.). Daher verfolgt Transdisziplinarität die Aufgabe, „deren Stränge auszuarbeiten und ihre Verbindungslinien zu verfolgen“ (ebd.).

Nicht nur für Welsch liegt in der Transdisziplinarität der Schlüssel für die Gestaltung der Wissenschaft angesichts der aktuellen Problemlagen. Auch Mittelstraß (1992) und Münch (1995) plädieren für die transdisziplinäre Sprengung der wissenschaftlichen Disziplinen. Interessant ist an diesem Punkt, dass die Soziale Arbeit bereits seit je her eine solche Perspektive einnehmen musste. Denn ihr war bisher der klassische Status einer wissenschaftlichen Disziplin verwehrt. So ist die aktuell sich etablierende Sozialarbeitswissenschaft per se transdisziplinär verfasst. Sie emergiert (mit neuen Merkmalen sich erzeugend) aus einem Netz unterschiedlichster theoretischer und praktischer Perspektiven, verbindet diese und lotet sie aus bezogen auf die Fragestellung, was sie zu leisten imstande sind angesichts individualisierter Problemlagen in der Lebensführung und deren Bearbeitung durch postmoderne Ermöglichungsprofessionen.

3. Lebensführung und Postmoderne Soziale Arbeit

Der historische Wandel des Verhältnisses von sozialen Strukturen und Individuen, wie er etwa von Ulrich Beck in „Die Risikogesellschaft“ (1986) als Freisetzung des Individuums aus traditionalen Lebensformen wie auch als Verlust von Stabilität und Orientierung skizziert wird, beschreibt zugleich eine immense Erweiterung der den Individuen zugeschriebenen Handlungsspielräume. Deren Lebensführung würde immer weniger von den Zugehörigkeiten

zu Milieus und Klassen, sondern zunehmend mehr von individuellen bzw. personalen Kompetenzen und Fähigkeiten bestimmt.

Mit der von Niklas Luhmann ausführlich beschriebenen Ausdifferenzierung der Gesellschaft in verschiedene Teilsysteme und Funktionsbereiche werden die Grenzen und Möglichkeiten der Lebensführung maßgeblich geprägt von sozioindividuell konstruierten Zugangserwartungen bezüglich der gesellschaftlichen Teilsysteme wie Recht, Erziehung, Medizin, Wirtschaft, Politik, Religion, Massenmedien und Neue Medien, Kunst etc. Der einzelne Mensch bzw. das Individuum ist nicht Teil von sozialen Strukturen bzw. in diese nicht mehr integrierbar, sondern bildet eine personale Adresse, an die sich Kommunikationen richten bzw. diese berücksichtigt (Inklusion) oder auch nicht (Exklusion). Somit rückt das Schema von Inklusion und Exklusion in den Blickpunkt einer Systemtheorie der Lebensführung (Wirth 2014).

Verlust der Eindeutigkeit und Aufbau von Sinnbrücken

Eine ausschließlich sozialtheoretische Ebene von Lebensführung würde jedoch zu kurz greifen. Lebensführung lässt sich am besten als fragiles Zusammenspiel von Erwartungen, sozial vielfältigen Verhältnissen und individuellen Zuschreibungen von Handeln und Erleben, sprich *sinnhaft* begreifen. Ob nämlich eine Adressierung zur Inklusion von den Adressatinnen und Adressaten als Zumutung oder als Hilfe wahrgenommen und beschrieben wird, lässt sich nicht vorab determinieren oder vorhersagen. Dies bleibt unter anderem abhängig von den jeweiligen psychischen Systemen in deren sinnhaften Autopoiesis, d.h. ihrer Selbsterschaffung. Soziale und psychische Systeme im Gegensatz zu biologischen Systemen sind Systemarten, die im Medium Sinn operieren und sich koppeln können. Das ist die gute Nachricht. Die schlechte Nachricht ist, dass diese Kopplung durch das Nadelöhr von Kommunikation zeitlich und inhaltlich eng geschnürt wird. Ob soziale Systeme die Komplexität psychischer Systeme zum Aufbau eigener Komplexität nutzen können, bleibt abhängig davon, inwieweit deren strukturelle Kopplung in ihrer sozialen Situiertheit dies ermöglicht bzw. begrenzt. Hiermit wird schließlich klar, dass lineare und monokausale Prozessmodelle nicht greifen, da Kommunikation nur als komplexes Geschehen angemessen analysiert werden kann.

Das Erkenntnis- und Handlungsinteresse der Postmodernen Sozialen Arbeit bezieht sich demnach auf komplexe und vielfältige Probleme der Lebensführung und -bewältigung ihrer AdressatInnen und NutzerInnen, deren Entwicklungschancen und Lösungsbemühungen in deren Hoffnung auf Eindeutigkeit und Klarheit des Lebens stecken bleiben und verrinnen.

Das Kennzeichen der heutigen Lebensführung ist kurz gesagt ihre Ambivalenz: Ambivalenz bezeichnet die Unmöglichkeit, einen Sachverhalt oder ein Ergebnis des nur einer Kategorie zuzuordnen (Bauman 1991). Für die Lebensführung trifft dies nun in ganz besonderer Weise zu: sie ist weder ein rein individueller noch ein rein sozialer Sachverhalt. Weder sind wir omnipotente KapitänInnen des eigenen Lebensentwurfs, noch ist die Lebensführung durch die sozialen Verhältnisse restlos determiniert. Die Ambivalenz der Lebensführung ist jedoch noch grundsätzlicher angesiedelt. Wenn Lebensführung als sinnhaft gezeichnet werden soll, geschieht sie im Medium *Sinn*. Sinn ist phänomenologisch bestimmbar durch das in der Zeit prozessierende Nacheinander von Wirklichkeit und Möglichkeit. Eben erlebt man sich noch als müde und gibt sich der berechtigten Erwartung hin, dass das wie so oft ein vorübergehender Zustand ist. Auf die Bedeutung von Sinn für unser Konzept der Ambivalenz wird weiter unten erneut zurückgekommen.

Durch die sozialprofessionelle Begleitung und Mitgestaltung lassen sich, so die zentrale These der Postmodernen Sozialen Arbeit, die durch die Lebensführungspraxis aufgeworfenen Ambivalenzen von Wirklichkeit und Möglichkeit, Handlung und Erleben, Dabeisein und Nichtdabeisein, Fremd- und Selbstbestimmung etc. wieder in einen gemeinsam wertgeschätzten und sinnvollen *Sinn*zusammenhang bringen.

Der zentrale Kontext des Entstehens von Problemen der Lebensführung ist die Möglichkeit und der Zwang zugleich, an Gesellschaft teilzunehmen (Teilnahme/Nichtteilnahme; fachsprachlich verdichtet: Inklusion und Exklusion). Da die synchrone Inklusion in alle Teilsysteme jedoch nicht möglich ist, entsteht die Notwendigkeit, sich zu Inklusionsangeboten von Organisationen und/oder Teilsystemen sachlich und zeitlich positionieren und entscheiden zu müssen. Waren zuvor Gott, der Hausvater oder der König die Autoritäten, nach denen das eigene Leben ausgerichtet wurde, erleben sich die Individuen auf der Handlungsebene als freie Entscheider, auch wenn die Konsequenzen der Entscheidungen weder in Gänze überblickt, reflektiert oder über den Moment hinaus vorhergesagt werden können. Allerdings, und damit wird eine weitere Ambivalenz sichtbar: der einzelne Mensch lebt zwar sein Leben selbst, er kann es aber nicht allein (Sander 1998). Von dieser Gestaltungsaufgabe ist die Lebensführung auf der grundsätzlichen Handlungsebene gezeichnet.

Typische Umgangsweisen mit Ambivalenz und Handlungsempfehlungen

In dieser postmodernen Perspektive auf Lebensführung und Soziale Arbeit, die offenkundig eine *post*psychologische Perspektive ist, kommt konsequenterweise der Frage mit dem Umgang und der Bearbeitung von Ambivalenz eine zentrale Rolle zu. Ambivalenz wird einerseits von

der Gesellschaft als Problem behandelt (was problematisch ist!), andererseits von der Postmodernen Sozialen Arbeit als ein Moment des Offenseins, der Beweglichkeit, der Neugierde und der Unentschiedenheit als Unumgänglichkeit bzw. Ressource für reflektiertes Handeln und Selbstführung betrachtet.

Hiermit rücken bestimmte Umgangsweisen mit Ambivalenz in den Vordergrund der individuellen bzw. familialen Gestaltung und sozialprofessionellen Begleitung von Lebensführung. Analytisch lassen sich mindestens vier Umgangsweisen unterscheiden. Diese werden veranschaulicht am stark vereinfachten Beispiel der Ambivalenz von Rauchen als Genussmittel und körperlich verstandener Gesundheit und der jeweiligen Folge, was wiederum psychosoziale Vorgehensweisen für sozialprofessionelle Fachkräfte nahelegt (siehe folgende Tabelle):

UMGANGSWEISE MIT AMBIVALENZ	MÖGLICHE FOLGE	PSYCHOSOZIALE VORGEHENSWEISE
das Nichtwissen über Ambivalenzen	es wird nicht gewusst, dass Rauchen körperschädlich ist	Informieren, Aufklären, Erziehen, Bilden
das Ignorieren von Ambivalenzen	die Hinweise auf die Körperschädlichkeit des Rauchens werden ignoriert aus welchem Grund auch immer	Akzeptieren, Begleiten, Betreuen, Konfrontieren
das Akzeptieren von Ambivalenzen	die Körperschädlichkeit des Rauchens wird hingenommen und das Verhalten gegebenenfalls modifiziert	Animieren, Anregen, Ermutigen, Motivieren
das Utilisieren von Ambivalenzen	die Diskrepanz zwischen Wissen und Handeln wird im Sinne der Selbstveränderung bzw. Veränderung der Lebensführung genutzt	Orientieren, Richtung stiften, Begrenzen, Legitimieren

Offenkundig ist der Umgang mit Sinn und mit der durch die Anwendung von Sinn aufgeworfene Ambivalenz selbst ambivalent: einerseits als Potenzial für Reflexion – andererseits als Potenzial für Aktion (Wirth 2015, S. 212). Wenn Soziale Arbeit sich darin schult, Unterschiede, die Unterschiede machen, zu erkennen (Bateson 1979; 1984, S. 39), und

in *zweifacher* Weise, nämlich für die gemeinsame Reflexion wie auch für die gemeinsame Aktion, d. h. zum Bewegen des Systems zu nutzen, kann diese Fähigkeit tatsächlich in vielerlei Hinsicht genutzt werden. Der Grund ist, dass prinzipiell jeder Unterschied, der kommunikativ darstellbar ist (vgl. ebda.), anhand seiner zwei Seiten (Spencer-Brown 1969; 1999) zu einer Ambivalenz entfaltet werden kann. Dies ließe sich an beinahe unendlich vielen Beispielen durchexerzieren. Sowohl für die AdressatInnen Sozialer Arbeit als auch für die sozialprofessionellen Fachkräfte ist demnach der gekonnte Umgang mit Ambivalenz von maßgeblicher Bedeutung für passenderes Handeln im Leben (und Beruf). Nicht zuletzt gilt dies sogar für die Ambivalenz von (begrenzter) Eindeutigkeit und (entgrenzter) Mehrdeutigkeit.

Konkretes Arbeiten mit Sinn als Ambivalenz von Wirklichkeit und Möglichkeit

Für die funktional differenzierte Lebensführung ist eine permanente Produktion von Ambivalenzen typisch. Ihre Wiege ist die Produktion von Sinn, der ohne die ihm innewohnende Ambivalenz von Wirklichkeit und Möglichkeit kein Sinn, ja nicht einmal Unsinn wäre, was ebenso Sinn einfordern würde, sondern einfach: nichts. Denn ein Verzicht auf die Unterscheidung von Wirklichkeit und Möglichkeit zöge – wie ein schwarzes Loch jegliche Materie – alle Unterschiede und Unterscheidungen in sich hinein, die Welt (-veränderung) stiften. Aufgegriffen werden von den AdressatInnen bestenfalls diese Anregungen, die für sie in der Tat *Sinn machen*. Sinn machen bedeutet – systemtheoretisch – Arbeiten mit der „Form“ von Wirklichkeit und Möglichkeit (vgl. Spencer-Brown 1969; 1999).

In der Form auf der Seite *Möglichkeit* lassen sich vier Handlungsanschlüsse markieren, nämlich:

- Möglichkeiten durchzuspielen (**wie wäre es, das zu tun**),
- Möglichkeiten zu intensivieren (**wie wäre es, das nachzubessern**),
- Möglichkeiten zu re/kombinieren oder (**wie wäre es, das anders zu ordnen**)
- Möglichkeiten zu erweitern (**wie wäre es, anderes zu tun**).

In der Form auf der Seite *Wirklichkeit* ginge es in vier Reflexionsrichtungen darum**,**

- Wirklichkeit zu bedenken (**was zeigt sich)**,
- Wirklichkeit zu vervielfältigen (**wer sieht anders**),
- Wirklichkeit zu verflüssigen (**was war / wird anders**),
- Wirklichkeit zu negieren **(was soll nicht sein?)**.

Als konkretes Anschauungs- und Handlungsbeispiel für psychosoziales Arbeiten mit Ambivalenz, hier als Schwierigkeit zu entscheiden, käme der „Zug der Zeit“ in Betracht (wiss. Autor unbekannt):

Unterstützt z.B. durch Bodenanker, die wie Waggons in die gewählte, fünf Jahre entfernte Zukunft A reisen und mit ihnen die jeweilige Person, lassen wir sie, dort angekommen, die Situation, die Umstände und ihr Befinden vorstellen und schildern. Sodann fährt (kommt) die Person kurz zurück in die Wirklichkeit von heute (Frage: „Was haben Sie heute Morgen gefrühstückt?“) und fährt mit dem „Zug der Zeit“ in die andere Zukunft B. Dort schaut sich die Person mit unserer Hilfe um, wie lebt es sich da, welches Lebensgefühl steigt dort auf usw. Den dort aufsteigenden Gedanken und Gefühle lassen wir ihren Raum und greifen sie später ggfs. auf, wenn wir fragen, wie der Zug der Zeit erlebt wurde und welche Anschlüsse sich daraus für weitere Arbeitsschritte ergeben.

Wenn Soziale Arbeit gemeinsam mit ihren AdressatInnen und entlang ihrer Aufträge und Aufgaben die entsprechende Ambivalenz (wie der von Inklusion | Exklusion) in den Blick und auch die Zeit sich nimmt, sie z.B. situativ -räumlich zu inszenieren, dann können die daraus gewonnenen Einsichten für die Beteiligten so hilfreich sein wie Leuchttürme auf schwierigen Routen.

4. Lebensführung erhalten – im Schaukelstuhl mit der Ambivalenz

Gemäß des Bezugsproblems „Lebensführung“ wird im Folgenden nach Problemen der funktional differenzierten Lebensführung im Lebensverlauf gefragt, die sich mit dem Schema von Inklusion und Exklusion beobachten lassen.

- **Lebensführung aneignen**: In der Phase der Kindheit wird sich Lebensführung vor allem in der *Familie angeeignet*.
- **Lebensführung auswählen**: In der Phase der Jugend wird vor allem im *Erziehungssystem* zwischen Lebensführungen *ausgewählt*.
- **Lebensführung unterhalten**: In der mittleren Lebensphase muss die Lebensführung mithilfe von *Wirtschaft unterhalten* werden.
- **Lebensführung erhalten**: In der letzten Lebensphase geht es darum, die Lebensführung zu *erhalten* mithilfe des *Medizinsystems*.

Die typischen Altersphasen, wie sie sich in der Biografieforschung bewährt haben, sind für eine Veränderungswissenschaft und Ermöglichungsprofession wie die Postmoderne Soziale Arbeit problematisch. Mit dem Verwenden von biologistisch gefärbten Altersbegriffen nehmen die Bezüge auf Seins-Lehren (Ontologien) stark zu, d. h. auf Lehren, die vor allem auf außerhalb des Sozialen existierende lebende Körper verweisen. Soziale und psychische Systeme zeigen jedoch, ironisch formuliert, keine Glatzenbildung und sie ergrauen auch nicht äußerlich. Als Grundbegriff einer Theorie der Lebensführung im Alter taugt „Alter“ nicht. Dass Leute alt sind, erfahren sie durchaus am eigenen Leibe, vor allem aber durch die Kommunikation, die bekanntlich erst die Dinge erzeugt, indem sie sich auf diese bezieht. Über den Leib, über Gewebeschwächen, über Rückenschmerzen und Kreislaufprobleme lässt sich nämlich nicht anders Auskunft geben als über Kommunikation. Was der Körper für sich selbst ist, wissen wir nicht, werden es nie erfahren. Denn nicht der Sinn wohnt *im Körper*, was ethisch äußerst

fragwürdige Konsequenzen für diesbezügliche Eingriffsversuche hätte. Vielmehr wohnt der Körper *im Sinn* (Fuchs 2010, S. 103). Nicht der Körper definiert, wann er sich alt fühlt, sondern die Kommunikation, sprich die Gesellschaft, bestimmt, wer als *alt* gilt und entsprechend zu adressieren ist.

Das Älterwerden beinhaltet zwar nicht zwangsläufig das Hinschmelzen von Möglichkeiten oder das Bereuen von Sünden, die man nicht begangen hat. So bieten sich doch gerade im Ruhestand Gelegenheiten, von denen früher nur geträumt wurde. Es gäbe so viel nachzuholen, wozu als erwerbstätige oder in Familienarbeit stehende Personen einfach keine Zeit haben. Je mehr jedoch die biologisch-organischen Voraussetzungen sozialer Systeme im Schwinden begriffen sind (so beobachtet werden), umso mehr drängt sich Zeit als zunehmende *Knappheit von Welt* auf. Und je weniger Zeit ist, umso besseres gibt es zu tun.

Hyperinklusion – Vorbotin kumulierender Exklusionen

Solange das Individuum im Beruf steht, bewegt es sich in einem sozialen Koordinatensystem, das es als „Person“ gesellschaftlich verortet, mit Einkommen ausstattet, ihm Aufgaben und Wissen verleiht, seinen Alltag strukturiert und soziale Beziehungen gewährt. Alte Menschen, d.h. über 60-Jahrige, können im Rahmen ihrer Lebensführung in alle möglichen gesellschaftlichen Teilsysteme inkludiert sein. Sie werden als Kranke medizinisch behandelt, übernehmen Publikums- und Machtrollen in der Politik, sind rechtsfähig (bis aus medizinischen Gründen das Gegenteil nahegelegt wird), treiben in Vereinen Sport, interessieren sich für Kunst, sind gemäß dem Motto „Lebenslang Lernen“ im Erziehungssystem inkludiert und beteiligen sich an Zahlungsvorgängen. Inklusions- und Exklusionsprozesse verlaufen individuell sehr unterschiedlich, und verschiedene Studien zeigen dementsprechend eine große Heterogenität der Alltagsarrangements von Inklusion und Exklusion. Es lassen sich immerhin Tendenzen beobachten.

Wer alt ist, gilt vor allem als – mehr oder weniger – „krank“ und „pflegebedürftig“ (Conrad und Kondratowitz, z.n. Saake 2006, S. 168–169). Unter der Annahme, dass die Lebensführung im *Ruhestand* (eine überaus moderne Erfindung) von der medizinischen Codierung „Gesund/Krank“ und der zunehmenden Beobachtung von Körpern anhand dieser Codierung zeitlich und sachlich mehr und mehr vereinnahmt und deformiert wird, lässt sich für diese Phase des gesellschaftlich vorgegebenen Lebenslaufes eine *sachlich* allmählich dominant werdende Inklusion, sprich eine „Hyperinklusion“ (genauso: Göbel und Schmidt, Johannes F. K. 1998) in das Medizinsystem konstatieren.

Hyperinklusionen sind dadurch gekennzeichnet, dass sie Selbstexklusion als Ziehen der „Exit“-Option ausschließen. Dadurch haben sie ein stummes Potenzial für das Entstehen von Problemen der Lebensführung als bestenfalls flexibles und funktionierendes „Arrangement von Inklusion und Exklusion“. In dem Maße, wie nun Krankheiten beängstigend, bedrohlich und schmerzhaft werden, wächst wie von selbst der Anlass, medizinische Behandlung nachzufragen: „Der Arzt hat Vortritt, wenn der Körper aktuelle Hilfe verlangt“ (Luhmann 1990; 2005, S. 182).

Die damit sich vollziehende Inklusion des Publikums in das medizinische System erfährt eine Steigerung, kommt neben dem Code „gesund/krank“ zusätzlich der Zweitcode „behandelbar/unbehandelbar“ zur Anwendung. Und die Handlungsspielräume zur *selbstbestimmten Exklusion* als Indiz von Freiheit, werden noch einmal dadurch drastisch reduziert, dass die institutionalisierte Altenpflege und -hilfe kritisch unter dem Blickwinkel beobachtet werden muss, „Merkmale einer totalen Institution“ zu entwickeln “ (Goffman 1961; 1972, S. 17, im Folgenden):

„In der modernen Gesellschaft besteht eine grundlegende soziale Ordnung, nach der der einzelne an verschiedenen Orten schläft, spielt, arbeitet – und dies mit wechselnden Partnern, unter verschiedenen Autoritäten und ohne einen umfassenden rationalen Plan. Das zentrale Merkmal totaler Institutionen besteht darin, daß die Schranken, die normalerweise diese drei Lebensbereiche voneinander trennen, aufgehoben sind: 1. Alle Angelegenheiten des Lebens finden an ein und derselben Stelle, unter ein und derselben Autorität statt. 2. Die Mitglieder der Institution führen alle Phasen ihrer täglichen Arbeit in unmittelbarer Gesellschaft einer großen Gruppe von Schicksalsgenossen aus, wobei allen die gleiche Behandlung zuteilwird und alle die gleiche Tätigkeit gemeinsam verrichten müssen. 3. Alle Phasen des Arbeitstages sind exakt geplant, eine geht zu einem vorher bestimmten Zeitpunkt in die nächste über, und die ganze Folge der Tätigkeiten wird von oben durch ein System expliziter formaler Regeln und durch einen Stab von Funktionären vorgeschrieben. 4. Die verschiedenen erzwungenen Tätigkeiten werden in einem einzigen rationalen Plan vereinigt, der angeblich dazu dient, die offiziellen Ziele der Institution zu erreichen.“

Aufgaben Sozialer Arbeit: Lebensführung erhalten – sozialen Tod verhindern helfen

Für NutzerInnen indes bleibt die Nähe des Pflegesystems zum medizinischen Gesundheitssystem nicht ohne Folgen. Ein auf medizinische Kriterien reduzierter Pflegebegriff gibt – so Schweppe (2005, S. 337) – ein normatives Gerüst von Pflege vor und vernachlässige, dass sich Pflege auch unabhängig von medizinverbundenen Kriterien begründen und

beschreiben lässt und es primär um ein von den an der jeweiligen Pflegebeziehung Beteiligten *auszuhandelndes* Geschehen geht.

Individuen sind lebenslang auf Kommunikation, Empathie und verständnisvolle Zuwendung angewiesen. Mangelt es daran, ist die Folge, dass sich ältere, pflegebedürftige Menschen mit ihren psychosozialen Bedürfnissen nach kommunikativer Anregung und sensorischer Abwechslung alleingelassen fühlen. Körperorientierung und ein psychiatrischer Blick auf die Insassen beschleunigen Exklusion: Der soziale Tod tritt früher ein als der biologische Tod (Prahl und Schroeter 1996, S. 209). Sozialer Tod bedeutet, dass Individuen vor ihrem biologischen Sterben zunehmend Exklusion erleben.

Doppelter Blick – das Signum einer Ermöglichungsprofession

Demgemäß lautet der Auftrag an die Soziale Arbeit, die Ambivalenz zwischen den sozialen und individuellen Erwartungen und Aufträgen kommunikativ zu entfalten und zu Gunsten einer mehr wertgeschätzten Lebensführung auszunutzen im Sinne der Verzögerung bzw. Vermeidung von Hyperinklusion in Medizin und Pflege und der Unterstützung zur je situativ gewünschten Inklusion, zum Beispiel auch über digitale Kommunikation, als Eltern und Großeltern, als Konsumenten im Wirtschaftssystem (z.B. Wohnungswirtschaft), als Rezipienten von Massenmedien bzw. Neuer Medien, zur Teilnahme am religiösen Leben etc.

Die daraus resultierende Aufgabe Sozialer Arbeit, Lebensführung in ihrer Vielfalt zu erhalten, damit ein individuelles Älterwerden möglich ist, spielt sich ab in der Vermittlung der unaufhebbaren Ambivalenz, *einerseits* die Selbstbestimmung zu erhalten und *andererseits* auf die dazu nötige sozial bzw. gesellschaftlich organisierte Hilfe (Fremdbestimmung) angewiesen zu sein. Auch hier – ob in der Biografiearbeit oder anderen pädagogischen Angeboten – wird der sogenannte „doppelte Blick“ hilfreich sein. Hierbei geht es darum, neben oder hinter dem aktuellen empirischen Individuum ein Individuum zu antizipieren (sich vorzustellen), das möglichst zeitlebens als „Selbst“ (Fuchs 2010) über sein potentiell vielfältiges Arrangement von Inklusion und Exklusion bestimmt und dazu mit allem Recht auf Adressierung durch geeignete Hilfe-Kommunikation rechnet. Dann könnte es sein, dass Altwerden gar nicht so schlecht ist, wenn man die Alternativen bedenkt.

Literaturverzeichnis

Adorno, T. W. (1975). *Negative Dialektik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Baecker, D. (1994). Soziale Hilfe als Funktionssystem der Gesellschaft. *Zeitschrift für Soziologie 23* (2), 93–110.

Bardmann, T. (1996). Parasiten - nichts als Parasiten! Zu einer Parasitologie der Sozialarbeit. In T. M. Bardmann & S. Hansen (Hrsg.), *Die Kybernetik der Sozialarbeit - Ein Theorieangebot* (S. 141–155). Aachen: Kersting.

Bateson, G. (1979; 1984). *Geist und Natur. Eine notwendige Einheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bauman, Z. (1991). *Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit*. Frankfurt a. M.: Fischer.

Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft - Auf dem Weg in eine andere Moderne. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bommes, M. & Scherr, A. (2000; 2012). *Soziologie der sozialen Arbeit: eine Einführung in Formen und Funktionen organisierter Hilfe* (2. Aufl.). München: Juventa.

Derrida, J. (1972). *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Fuchs, P. (2000). Systemtheorie und Soziale Arbeit. In R. Merten (Hrsg.), *Systemtheorie sozialer Arbeit: neue Ansätze und veränderte Perspektiven* (S. 157–175). Opladen: Leske + Budrich.

Fuchs, P. (2010). *Das System SELBST. Eine Studie zur Frage: Wer liebt wen, wenn jemand sagt: "Ich liebe Dich!"?* Weilerswist: Velbrück.

Fuchs, P. & Schneider, D. (1995). Das Hauptmann-von-Köpenick-Syndrom. Überlegungen zur Zukunft funktionaler Differenzierung. *Soziale Systeme* (2), 203–224.

Göbel, M. & Schmidt, Johannes F. K. (1998). Inklusion/ Exklusion: Karriere, Probleme und Differenzierungen eines systemtheoretischen Begriffspaars. *Soziale Systeme* (1), 87–117.

Goffman, E. (1961; 1972). *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Harmsen, T. (2004). *Die Konstruktion professioneller Identität in der sozialen Arbeit. Theoretische Grundlagen und empirische Befunde*. Heidelberg: Carl-Auer.

Hillebrandt, F. (1999). *Exklusionsindividualität. Moderne Gesellschaftsstruktur und die soziale Konstruktion des Menschen*. Opladen: Leske + Budrich.

Horkheimer, M. & Adorno, T. W. (1947; 1988). *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. Frankfurt am Main: Fischer.

IFSW Internationaler Verband der Sozialarbeiter (IFSW Internationaler Verband der Sozialarbeiter, Hrsg.). (2021). Erklärung der globalen Sozialarbeit zu ethischen Grundsätzen. https://www.ifsw.org/global-social-work-statement-of-ethical-principles/.

Kleve, H. (1996). *Konstruktivismus und Soziale Arbeit. Die konstruktivistische Wirklichkeitsauffassung und ihre Bedeutung für die Sozialarbeit/Sozialpädagogik und Supervision*. Aachen: Kersting.

Kleve, H. (2000): Die Sozialarbeit ohne Eigenschaften. Fragmente einer postmodernen Professions- und Wissenschaftstheorie Sozialer Arbeit. Freiburg/Br.: Lambertus.

Kleve, H. (2003). *Sozialarbeitswissenschaft, Systemtheorie und Postmoderne. Grundlegungen und Anwendungen eines Theorie- und Methodenprogramms*. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Kleve, H. (2006). Postmoderne Soziale Arbeit. Skizze eines Professions- und Wissenschaftskonzeptes. *Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung* (2), 114–119.

Kleve, H. (2007): Postmoderne Sozialarbeit. Ein systemisch-konstruktivistischer Beitrag zur Sozialarbeitswissemschaft. Wiesbaden: VS.

Kleve, H. (2010): Konstruktivismus und Soziale Arbeit. EInführung in Grundlagen der systemisch-konstruktivistischen Theorie und Praxis. Wiesbaden: VS.

Kleve, H. & Wirth, J. V. (2013). *Die Praxis der Sozialarbeitswissenschaft. Eine Einführung*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.

Lambers, H. (2014). *Reflexionsgrundlagen Sozialer Arbeit. Eine systemtheoretische Einführung*. Weinheim: Beltz Juventa.

Lambers, H. (2020). *Theorien der Sozialen Arbeit. Ein Kompendium und Vergleich*.

Ludewig, K. (2005). *Einführung in die theoretischen Grundlagen der systemischen Therapie*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.

Luhmann, N. (1984). *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Luhmann, N. (Hrsg.). (1987; 2005). *Soziologische Aufklärung 4. Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft* (3. Aufl.). Wiesbaden: VS.

Luhmann, N. (1990; 2005). Der medizinische Code. In N. Luhmann (Hrsg.), *Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven* (3. Aufl., S. 176–188). Wiesbaden: VS.

Luhmann, N. (1995). Dekonstruktion als Beobachtung zweiter Ordnung. In H. de Berg & M. Prangel (Hrsg.), *Differenzen. Systemtheorie zwischen Dekonstruktion und Konstruktivismus* (S. 9–36). Tübingen: Francke.

Luhmann, N. (1998). *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Lyotard, J.-F. (1994). *Das postmoderne Wissen: ein Bericht*. Wien: Passagen.

Maaß, O. (2007). *Die Soziale Arbeit als Funktionssystem der Gesellschaft? . Eine systemtheoretische Analyse,* Dissertationsschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena. http://www.db-thueringen.de/servlets/DocumentServlet?id=9291. Zugegriffen: 10. Juni 2009.

Merten, R. (Hrsg.). (2000). *Systemtheorie sozialer Arbeit: neue Ansätze und veränderte Perspektiven*. Opladen: Leske + Budrich.

Mittelstraß, J. (1992). *Leonardo-Welt. Über Wissenschaft, Forschung und Verantwortung.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Nietzsche, F. (1886; 1999). *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, herausg. von Giorgio Colli*. München [u.a.]: dtv (Zuerst in Italienisch 1964).

Pörksen, B. (Hrsg.). (2002). *Die Gewissheit der Ungewissheit - Gespräche zum Konstruktivismus. Erschien zuerst im Jahr 2001 im gleichen Verlag unter dem Titel "Abschied vom Absoluten"*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.

Prahl, H.-W. & Schroeter, K. R. (1996). *Soziologie des Alterns - Eine Einführung*. Paderborn: Schöningh.

Reese-Schäfer, W. (1988; 1995). *Lyotard zur Einführung*. Hamburg: Junius.

Saake, I. (2006). *Die Konstruktion des Alters. Eine gesellschaftstheoretische Einführung in die Alternsforschung*. Wiesbaden: VS.

Sander, U. (1998). *Die Bindung der Unverbindlichkeit. Mediatisierte Kommunikation in modernen Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Satir, V. (2000). *Das Satir-Modell. Familientherapie und ihre Erweiterung*. Paderborn: Junfermann.

Schmidt, S. J. (Hrsg.). (1993). *Heinz von Foerster. Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Schweppe, C. (2005). Soziale Altenarbeit. In W. Thole (Hrsg.), *Grundriss Soziale Arbeit - Ein einführendes Handbuch*, S. 331–348). Wiesbaden: VS.

Simon, F. B., Clement, U. & Stierlin, H. (1984; 2004). *Die Sprache der Familientherapie. Ein Vokabular, kritischer Überblick und Integration systemtherapeutischer Begriffe, Konzepte und Methoden*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Spencer-Brown, G. (1969; 1999). *Laws of Form. Gesetze der Form*. Lübeck: Bohmeier.

Welsch, W. (1987; 2002). *Unsere postmoderne Moderne* (6. Auflage). Berlin: Akademie-Verlag.

Welsch, W. (1996; 2000). *Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

White, M. (1994). Therapie als Dekonstruktion. In J. Schweitzer, A. Retzer & H. R. Fischer (Hrsg.), *Systemische Praxis und Postmoderne* (S. 39–63). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Wirth, J. V. (2005). *Helfen in der Moderne und Postmoderne. Fragmente einer Topographie des Helfens*. Heidelberg: Verl. für Systemische Forschung im Carl-Auer-Verl.

Wirth, J. V. (2014). *Die Lebensführung der Gesellschaft. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Heidelberg: Springer Research.

Wirth, J. V. & Kleve, H. (Hrsg.). (2012). *Lexikon des systemischen Arbeitens. Grundbegriffe der systemischen Praxis, Methodik und Theorie*. Heidelberg: Carl-Auer.

Wirth, J. V. & Kleve, H. (2019a). *Die Ermöglichungsprofession. 69 Leuchtfeuer für systemisches Arbeiten*. Heidelberg: Carl-Auer.

Wirth, J. V. & Kleve, H. (2019b). *Von der gespaltenen zur verbundenen Lebensführung. Systemische Wege für das alltägliche Leben* (Leben. Lieben. Arbeiten: systemisch beraten). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Wirth, J. V. (2015). *Die Lebensführung der Gesellschaft. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Wiesbaden: Springer VS.